

Predigt über Markus 12,41-44
Predigtreihe 4; Okuli
gehalten von Frank Sieckmann, 12.03.2023 in Lämershagen

Liebe Gemeinde,

in den letzten Lebenstagen scheint Jesus viel Zeit im Jerusalemer Tempel verbracht zu haben. Im Wissen um das, was auf ihn zukam, hat er diesen ganz besonderen Ort aufgesucht, der ihm seit Kinderzeiten so etwas wie eine Heimat war.

Auch die heutige Predigterzählung spielt im Tempel. Jesus sitzt mitten im vorfestlichen Trubel und beobachtet die Menschen. Manchmal braucht es das, diese Beobachterrolle, um sich herauszuziehen und im Sehen zu grübeln. Jesu Wissen um das Kommende wirft ein besonderes Licht auf das, was sich dort vor seinen Augen abspielt.

Was wird ihn beschäftigt haben? Wohl jeder von uns würde in solch einer Lebenssituation nach der Bilanz fragen, würde nach Anhaltspunkten suchen, dass man Spuren hinterlassen wird. Hat auch Jesus das getan? Hat er danach gefragt, wie es nach seinem Tod weitergehen wird? Die Antwort müssen wir uns schuldig bleiben. Jedenfalls beobachtet Jesus die Menschen. Und er hat sich einen Ort ausgesucht, der das Hinschauen lohnt: Er sitzt gegenüber einer der dreizehn – heute würden wir wohl sagen – Opferstöcke. Menschen treten zu dem diensttuenden Priester und geben ihm Geld für die Aufrechterhaltung des Tempelkults. Das im Blick hat sich Jesus niedergelassen und schaut den Menschen zu.

Wie immer, wenn es ums Geld geht, zeigen Menschen ihr wahres Gesicht. Nicht, dass Geld Jesus irgendetwas bedeutet hätte. Dazu hatte er einen zu tiefen Blick in das wirklich Wichtige, wirklich Sinnvolle des Lebens. Geld bedeutete ihm nichts: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ ist sein Motto. Aber er weiß sehr wohl darum, dass Geld Menschen die Maske abreißt, sie angesichts des schnöden Zahlungsmittels sorgsam gehütete Fassaden fallen lassen. Deswegen ist dies ein weise gewählter Ort.

Und was bekommt er zu sehen? Viele, die geschäftsmäßig ihren Beitrag leisten. Aber dann sind da auch immer wieder die, die aus ihrer Gabe eine besondere Showeinlage machen. Aufmerksam warten sie, bis möglichst viele sich an der wartenden Menge angestellt haben. Dann schnüren sie umständlich den Geldbeutel auf, entnehmen eine erhebliche Summe und überreichen sie spektakulär. Wenn dann der Priester lauthals die Höhe des Betrages genannt hat, wenden sie sich befriedigt wieder ab. Mal quittiert Jesus das Geschehen mit einem Kopfschütteln, manchmal kann er sich ein Lächeln nicht verkneifen.

Aber als eine deutlich sichtbar arme Frau an die Reihe kommt, wird er ernst. Was wird sie geben? Eigentlich hat sie nichts übrig. Das sieht man schon an ihrer Kleidung. Sollte sie überhaupt Geld im Beutel haben, dann wird sie es selbst bitter benötigen. Und doch tritt sie vor den Priester, sagt verhalten „für den Tempeldienst“ und taucht wieder in der Menge unter. Der Diensthabende schaut auf die Münzen und sagt fast verächtlich „zwei Lepta“. Der Betrag wird pflichtgemäß notiert und die beiden Geldstücke in den Behälter geworfen.

Genau das ist der Augenblick, in dem Jesus seine Beobachterrolle verlässt. Er ruft die Jünger zu sich, die in seiner Nähe herumgedöst haben. Und er schildert ihnen die Einsichten, die er in das Wesen der Menschen genommen hat: „Viele,“ so sagt er, „geben hier ihren Beitrag. Und sie tragen dazu bei, dass der Gottesdienst an diesem Ort getan werden kann.“

Viele Reiche haben ich gesehen. Und sie haben ansehnliche Summen gespendet. Aber hat es ihnen weh getan? Werden sie überhaupt spüren, dass ihr Reichtum abgenommen hat? Vermutlich nicht. Sie haben nur aus dem Überfluss geschöpft.

Aber diese alte Frau, vom Leben gebeugt und von der Armut gezeichnet, hat mit großer Wahrscheinlichkeit alles gegeben, was sie hatte.“ Und wie Jesus dieses sagt, lässt keinen Zweifel daran, wem seine Hochachtung gilt.

Ich kann mir vorstellen, was die Jünger hätten einwenden können. Sicher hätten sie auf den Umstand verweisen können, dass es die großen Summen sind, die den Betrieb aufrecht erhalten. Sicher hätten sie aufzeigen können, dass die Sache, meint der Betrag zählt, nicht das Motiv, warum jemand gibt. Und aus ihrem Blickwinkel hätten sie sicher recht gehabt. Natürlich war damals und ist heute die Glaubensgemeinschaft auf finanzielle Mittel angewiesen, um ihren Gottesdienst innerhalb und außerhalb des Gotteshauses zu tun. Doch Jesus geht es nicht ums Geld. Daran hatte er, wie gesagt kein Interesse. Er sieht hinter dem Geld den Menschen.

Verdirbt das Geld wirklich den Charakter? Ich glaube vielmehr, dass es die dämonische Macht hat, die tiefsten Seelenabgründe von Menschen ans Tageslicht zu zerren. Und das macht auch vor dem religiösen Bezirk keinen Halt. In diese offene Wunde legt Jesus den Finger. Der Umgang mit Geld erweist, wes Geistes Kind man ist.

Ich möchte einmal ein Thema aus der Jetztzeit ansprechen, das für mich in diesen Zusammenhang gehört: Da sind die, die aus der Kirche austreten, weil sie das Geld sparen wollen. Ist ihr gutes Recht, möchte ich nicht kommentieren.

Eine gewisse emotionale Beteiligung lösen aber die aus, die zwar austreten, die Wohltaten der Kirche aber doch für sich zu nutzen wissen. Sie schöpfen die rechtlichen Bestimmungen aus oder verweisen sogar darauf, dass wir als Kirche doch eine Verantwortung hätten, die nicht am Gelde hänge. Ganz Findige warten mit ihrem Austritt bis knapp nach der Amtshandlung, der Konfirmation des Kindes oder der Trauung. Alles schon mehrfach erlebt. Und dann braucht es immer ein bisschen, bis ich wieder runterkomme.

Ich frage nicht danach, was für ein Charakter sich darin zeigt. Ich stelle allerdings fest, dass es sehr oft Gutverdienende sind, die sich der Gemeinschaft entziehen. Wenn jemandem die Kirchensteuer wirklich weh tut, dann hab ich ja Verständnis. Aber alle Statistiken zeigen, dass die Geringverdiener der Gemeinschaft die Stange halten. Und dem gilt meine Hochachtung.

Aber das bleibt mir noch zu sehr an der Oberfläche. Letztlich dokumentiert sich mit dem Austritt eine Beziehungsfrage, die zwischen Austretendem und der Gemeinde. Es spiegelt sich darin das Verständnis, Kirche sei ein religiöser Anbieter, der einem für das Salär ordentlich was zu bieten habe. Kosten-Nutzen-Rechnung: Es mangelt am Verständnis, Gemeinde sei ein Gemeinschaftsprojekt. Und ich verliere dabei nicht aus dem Blick, dass Kirche dieses Verständnis über Jahrzehnte befördert hat: Kirche als religiöser Freizeitanbieter, das Gemeindevolk als Konsumenten. Und immer wieder die merkantile Frage von offizieller Kirchenseite, wie man das Angebot der Nachfrage anpassen könne.

Dabei sollte uns eine ganz andere Frage umtreiben: Was wäre wohl aus uns geworden, hätte Jesus ebenso zuerst auf sich selbst geschaut, zunächst seine eigenen Schäfchen ins Trockene gebracht? Und erst, wenn die eigene Position abgesichert gewesen wäre, hätte er nach uns gefragt: Wir säßen nicht hier. Denn dann hätte er sich nicht geopfert. Keine Passion, kein Kreuz, keine Vergebung, keine Zukunft für die Menschen, die der Hoffnung wert wäre. Hätte Jesus sein Leben nicht in die Waagschale geworfen, wie die Witwe ihr Leben in den Opferstock warf, diese Welt müsste in der Aussichtslosigkeit versinken.

Dieses tiefe Verständnis rückt die Predigterzählung mitten in die Passionsgeschichte. Dort hat sie ihren Ort. Denn sie spannt einen Bogen von Jesu Opferbereitschaft zu unserer Antwort darauf. Und diese Antwort muss Jesu Weg fortführen, will sie ihm gerecht werden. Es geht dabei nicht darum, Gott zwingen, ja kaufen zu wollen. Gott ist nicht korrupt. Das Opfer seines eigenen Sohnes ist immer das erste Ereignis in der Kette – uns unverdient geschenkt. Unser Handeln, unser Entscheiden kann im besten Fall erst das zweite Glied der Kette sein, das das Geschenk würdigt und das Begonnene fortführt.

Und dabei geht es um viel mehr als nur um Geld. In die Tiefe geht die Frage, ob ich mich der Verantwortung für das Ganze stellen will und wieviel ich für die Gemeinschaft einsetze. Gut, auch Geld, aber dann Mitleid, Zeit, meine Fähigkeiten, Aufmerksamkeit, Zärtlichkeit, Verständnis und Liebe: Es gibt unzählig viele Arten, meinen Anteil am Ganzen zu leisten. Und da kann ich ruhig über die Grenze hinausgehen, die mir Sicherheitsspielraum bietet. Als Gemeinschaft Gottes dürfen wir auch ruhig auf seinen Anteil hoffen. Er hat sich nie, er wird sich auch nie lumpen lassen, wenn es um das Wohl seiner Nachfolgerinnen und Nachfolger geht. Er wird auffüllen, was wir gegeben haben. Gott gibt jedem, was er braucht.

Weil wir nicht nur Konsumenten, sondern Beteiligte an Gottes Heilstat sind, können wir als Jesu Gemeinde zeigen, wes Geistes Kindern wir sind. Wir sind Kinder eines Geistes, dem die arme Frau damals im Tempel Gestalt gab. Wir sind Kinder des Geistes eines opferbereiten Gottes. Wir sind Kinder des Heiligen Geistes. Und es tut uns und der Welt gut, wenn wir nicht nur davon reden, sondern auch in diesem Geist leben. Das hat Jesus bis zum bitteren Ende getan. Und dazu ermutigt er uns durch seine Würdigung der armen Witwe.

Amen.